

Hermann Kutter : eine Skizze

Autor(en): **Bohnenblust, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **2 (1908)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751136>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HERMANN KUTTER.

EINE SKIZZE.

Auch dein Teil am Ganzen
schaut und zielt stets auf das
Ganze, ob er auch ganz klein sei.
Dir aber ist es gerade in dieser Hin-
sicht unklar, dass jedes Leben um
jenes Ganzen willen entsteht, damit
das glückliche Sein entstehe, das dem
Leben des Ganzen gehört. Denn
dieses wird nicht um deinet-
willen, sondern du um seinet-
willen.

Plato.

„In der Emanzipation des Menschen von aller Autorität liegt
der Fortschritt.

Der Fortschritt nach dem lebendigen Gott.

Erst wenn der Mensch sich selbst ganz erfasst hat, vermag
er auch den lebendigen Gott zu ergreifen.

Der Intellektualismus ist der grosse Feind unseres Lebens.

Wissenschaft und Kunst sind ein Spiel, können und sollen
nicht mehr sein als ein Spiel.

Die grossen Realitäten liegen in uns selbst — nur hier.

Wir aber leben und weben und sind in Gott.“

*

*

*

Mit diesen Worten hat Hermann Kutter sein Werk abge-
schlossen, das seine gesamte Anschauung zusammenhängend vor-
trägt. Seither hat er in kleinern Werken das Prinzip des un-
mittelbaren Lebens auf mehreren einzelnen Gebieten ausgeführt.
Diese Bücher sind im Gegensatz zum erstgenannten sehr bekannt
geworden und haben einer Flut von Kundgebungen gerufen, die
grösstenteils einen völligen Mangel an Verständnis und Orien-
tierung aufweisen. So gern ich nun bereit bin, hier über Kutter
zu sprechen, so eng sind doch die Grenzen, die ich mir zu ziehen
habe. Von einem Porträt kann keine Rede sein; es muss eine
Skizze werden. Aber eins wird sie doch leisten wollen — den
Nachweis nämlich, dass die Zeugnisse von Kutter's Erleben völlig
einheitlich und organisch sind, was ihren wesentlichen Gehalt

angeht, und dass sich jede gründliche Polemik gegen ihn in eine Polemik gegen die tiefsten religiösen Positionen verwandelt¹⁾).

Wenn Kutter's Hauptverlangen, das nach dem unmittelbaren Leben, sinnlos ist, dann ist die grösste Potenz der Weltgeschichte, das Leben Jesu, wertlos und grundsätzlich aufgegeben.

Es ist ja bei der Art, in der gemeinhin gelesen und rezensiert wird, nicht verwunderlich, wenn die Struktur dieser Erscheinung vielfach nicht klar wurde. Von vielen hat er gelernt und ist doch keines Schüler. Er ist „rückständig“ genug, zu glauben, dass das Leben schlechthin, die Liebe „frei vom Bann der Welt und vom Wahn der eigenen Seele“ — das Leben Gottes in Jesu wirklich real gewesen sei.

Daher hindert ihn auch nichts, an eine sozusagen schrankenlose geistige Macht Jesu zu glauben. Schon deshalb nicht, weil die experimentelle Basis für die Nachprüfung der Möglichkeit seither gefehlt hat.

Dabei ist er modern genug, um aller Tradition gegenüber die äussere Autorität abzulehnen und für jede persönliche Aussage persönliches Erleben zu fordern. Modern genug, um jeden lebendigen Fortschritt im Namen Gottes zu begrüssen. Modern genug, um auch in der Sozialdemokratie Realisierungsmöglichkeiten christlicher Ideale, Leben aus Gott zu erkennen. Modern genug, um alles Bestehende für unzulänglich zu erklären und doch an den Aufgang des Lebens zu glauben.

Vor allem: er bildet eine vielen heute kaum vorstellbare Synthese. Ich kenne nicht manchen Menschen, der das Charakteristische besonders der heutigen jüngern Generation, ihre uner-

¹⁾ Wie wenig überflüssig das ist, bewies kürzlich wieder Fr. W. Foerster durch ein von Oehninger (Unser Amt in unsrer Zeit, St. Gallen 1908) publiziertes, völlig verständnisloses Urteil. Dort wird behauptet, Kutter verstehe weder das Christentum, noch den Sozialismus, lehre „nur soziale Moral mit etwas lebendigem Gott“ (so heisst es wirklich) und wolle das Christentum auf den Sozialismus retten, ohne zu sehen, dass dieser abgewirtschaftet habe. Zur ausführlichen Polemik ist hier nicht der Ort; aber soviel ist doch wohl klar: Einem Manne, der sein Leben daran setzt, alle Gebiete des Lebens auf das religiöse Prinzip zu beziehen und zu verlangen, dass dieses nicht nur behauptet und gelehrt, sondern überall durchgeführt werde, Verständnis mit einem Federstrich abzusprechen, ist für einen Philosophen — Ethiker — und Pädagogen von Fach ein starkes Stück. Das wird auch dadurch nicht besser, dass Foerstere Einfluss auf weite Kreise in einigen wesentlichen Punkten erfreulich zu nennen ist.

bittliche Kritik gegen jede Phraseologie und ihren gerade dadurch so heissen Durst nach den wirklichen Quellen des Lebens, besser verstünde als Kutter. Darin ist er ganz jung geblieben. Und dabei ist er ausschliesslich religiös orientiert. An ihm ist mir klar geworden, was Paulus meint, wenn er von Leuten redet, die das Charisma des Glaubens haben.

Denn soviel auch von Religion und Religiosität geredet und geschrieben wird: religiöse Orientierung gehört doch zu den seltensten Phänomenen. Sie ist im Grunde eine Art von genialer Begabung und von der Bildungsstufe vollkommen unabhängig.

*

*

*

Kutter ist von historischen Studien ausgegangen. 1897 und 1898 gab er zwei Arbeiten zur Kirchengeschichte: „Clemens Alexandrinus und das neue Testament“ und „Wilhelm von St. Thierry, ein Repräsentant der mittelalterlichen Frömmigkeit“. Aber es ist schon hier klar: das eigentliche Interesse ist durch den geschichtlichen Stoff und seine Darstellung nicht befriedigt. Die eigentliche Frage ist schon hier, ob dieser Typus der Frömmigkeit die Kraft der Zukunft sei, ob die Ablehnung der Aktivität, die Verneinung des Lebens, die Verinnerlichung auf Kosten der sozialen Anlagen die religiöse Potenz enthalte und fördere. Und schon hier wird der Unterschied zwischen Innerlichkeit und Aussenwelt, die Absonderung des individuellen Wachstums von dem Wohl der Gemeinschaft mit aller Klarheit abgelehnt. 1901 folgten die Predigten über Lukastexte: „Die Welt des Vaters“¹⁾. Was andere wollten, wenn sie nach der „Religion Jesu“ suchten, ist hier ohne den verhängnisvollen Fehler geleistet, der dabei leicht genug unterläuft: dass über der Identität der Anlage des Mensch-tums Jesu und des unsrigen die kolossale Differenz der wirklichen Potenz und der Aktualität übersehen wird. Das Interesse an diesen Jesusgeschichten ist bei Kutter nicht sentimental, nicht bloss wissenschaftlich, nicht bloss künstlerisch, sondern im eigentlichsten Sinne vital — hier ist unser eigentliches Leben, aber wirklich. Es ist für uns da; denn sein Anschauen stärkt den Willen zu dieser vollkommenen inneren Freiheit, die für grosse Scharen das Ideal und für Jesus die Realität war.

¹⁾ Zürich. Fäsi & Beer, 1901. 235 S.

Auch hier eine bemerkenswerte Synthese des konservativen und modernen Elementes. Ein schrankenloses Zutrauen zu der Macht des Lebens, eine Allgemeinheit der Möglichkeiten. Und dabei eine ätzend scharfe Kritik an allem Vorhandenen, das dieses Leben repräsentieren oder gar mit Beschlag belegen will. Eine scharfe Absage an das Seiende um des willen, das wirklich ist und daher auch wirklich sein muss.

Dann kam ¹⁾ „das Unmittelbare“. Es ist eine Art Geschichte der Entwicklung des Geistes und geht von dem Problem des Intellektualismus aus — von dem Denkwang, der uns die Dinge nahe bringen will und uns zu dem Zweck von ihnen entfernt, von der Tatsache, dass das Bewusstsein die Scheide zwischen Subjekt und Objekt erst schafft, von dem alten faustischen Wissensproblem. Natürlich: eine Einheit ist analytisch nicht herzustellen. Und für die Synthese fehlt das Kriterium der objektiven Gewissheit. Begriffen werden nur Identitäten. Daher wird der Wille als primäre positive Grösse eingeführt, seine Entwicklung als Recht und Moral aufgezeigt und endlich wie diese auch die „Religion“ im Sinne einer unbedingte Autorität beanspruchenden Summe von Vorstellungen und Geboten als transitorische Erscheinung bezeichnet. „Jenseits von Gut und Böse“ wird einst das wirkliche Leben sein. Und „wer eine lebendige Seele hat, wird keine Religion brauchen“ (Carlyle).

Wer die scheinbare Paradoxie dieser Behauptungen zu gross findet, wird gut tun, sich an der Schilderung Jesu und des historischen Christentums klar zu machen, was eben der Unterschied zwischen Leben und Sehnsucht, Verehrung, Bekenntnisaneignung, Gesetz ist. Der Katholizismus ist für Kutter der Inbegriff des erstarrten, Religion gewordenen Lebens, das sich in der Reformation dagegen aufgelehnt. Und hier wird der Sinn des eingangs zitierten Satzes über die Autorität klar. Eine wirkliche innere Autorität, das heisst eine geistige Gemeinschaft ist erst möglich, wenn die äusserliche Autorität fällt, wenn die Religion nicht mehr bloss „eine Macht über die Gemüter ausübt“, sondern die Gemüter

¹⁾ „Das Unmittelbare“. Eine Menschheitsfrage, dargestellt von Lic. Hermann Kutter, Pfarrer am Neumünster in Zürich. Berlin, Reimer, 1902. 342 S.

selber aus der Kraft Gottes leben und an dem ihr Leben nähren, in dem das Leben des Vaters offenbar geworden ist.

Diese Stellung aber ist nur religiös zu begründen, ähnlich wie Schelling und Lotze ihre positive Philosophie fundiert haben. Dieses Leben ist mit keiner Betriebsamkeit zu beschaffen, mit keinen Leistungen zu erwerben. Der Geist weht, wo er will. Und die zweierlei Pole der Lebenshaltung werden deutlich: die freudige Gewissheit des eigenen Lebens und die Klarheit, schlechthin gesetzt zu sein, ohne Zutun das Leben zu haben. Und daher auch die sozusagen aktive Demut, trotz aller Einsicht in die individuelle Unzulänglichkeit auch dem Einzelleben positiven Wert zuzuschreiben.

Von da aus ist ohne weiteres verständlich, was Kutter seither geschrieben hat. „Sie müssen“³⁾ stellt die Erscheinung der Sozialdemokratie unter den Gesichtspunkt der (im höhern Sinn) religiösen Weltbetrachtung. Nicht das Bekenntnis, sondern der Glaube und Wille zur Tat machen den Wert des Menschen aus. Und wenn die Sozialdemokratie im Prinzip des Kampfes gegen den Mammonismus und zum Teil auch in der Tat Elemente des Evangeliums aufgenommen hat und an ihre Realisierung wirklich glaubt, so gleicht sie für Kutter dem Mann im Evangelium, der einen Befehl erst von sich wies und ihn dann doch erfüllte, während sein Bruder ja sagte und nichts tat.

Wer freilich unter Glauben Aneignung fremder Glaubenssymbole, gewaltsames Einreden ungewisser Gedankenmassen versteht, wird hier nicht mitgehen. Ohnehin gehört viel Verständnis für Kutters Art dazu, um zu begreifen, dass ihn jene Presse und die häufige Beschränkung des allgemeinen Brüdergedankens auf die Partei nicht abhält, für die sittliche Bedeutung und die lebendige Kraft der Bewegung einzutreten. Dabei hat er oft genug gesagt, dass die Beschaffung der sicheren Existenz für alle — durch die Sozialisierung der Produktionsmittel — nicht das Ende, sondern erst wieder der Anfang des Weges zum Leben sein werde. Aber es geht einfach nicht an, die Brotfrage wegen ihrer Materialität als belanglos zu betrachten. Es lässt sich wirklich nicht bestreiten:

³⁾ „Sie müssen“. Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft. Zürich, dann Berlin, 1904 usw. Auch französisch, englisch, russisch, schwedisch und holländisch.

die Sorge, wie man Nahrung findet, ist manchmal nicht so unbegründet. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, aber auch vom Brot. Und gerade weil in der christlichen Gesellschaft im allgemeinen die Ziele und die positive Arbeit der Partei kaum irgend gerecht eingeschätzt worden sind, weil vor allem immer jene zuerst nach dem „Glauben“ gefragt werden statt nach den Früchten, und weil endlich der soziale Wert der Menschen nicht darin besteht, was sie vornehmen oder meinen, sondern was durch sie geschieht¹⁾, darum war das Buch ein Ereignis und eine Korrektur der Orientierung.

„Gerechtigkeit“²⁾ wendet den Gegensatz des Paulus von Gesetz und Evangelium auf unsere Tage an. Es handelt sich um denselben Gegensatz, der im „Unmittelbaren“ zwischen „Moral“ und „Leben“ statuiert wurde. Die Moral beschreibt, wie das Leben sein sollte, ohne die Kraft zu haben, es zu schaffen. Das Gesetz war ein Wegweiser auf Christus; das Negative, die Erkenntnis des eigenen Todes, konnte es wecken, das Leben nicht. Dieses aber, in Jesus offenbar, und auch dem Paulus noch Erlebnis, hatte das Gesetz prinzipiell überwunden. „Sollen“ und „Müssen“ ist der Gegensatz. Und das Grosse tut nur, wer nicht anders kann. So sehr nun auch das Gesetz — für uns also die „christliche Ethik“ und in gewissem Sinne auch die Dogmatik — Richtiges verlangt, so gross ihre pädagogische Bedeutung gerade auch für die Selbstkritik ist — sie ist doch nur die Schale für wirkliche Erlebnisse.

Nach ihr sollen wir niemand verurteilen. Denn die Formulierung, die Wahl der Symbole ist wesentlich individuell

¹⁾ Dieser Standpunkt lässt es uns als durchaus unverständlich erscheinen, wie es möglich ist, die Heilsarmee, wie es im ersten Heft dieser Zeitschrift von hochstehender Seite geschah, in einer Linie mit dem Spiritismus und dem Gesundbeten als „traurige Verirrung“ aufzuführen, die man „bekämpfen, aber als Symptom wohl beachten müsse“. Und das in denselben Tagen, in denen in derselben Stadt Zürich die Heilsarmee eines ihrer neuen sozialen Hilfswerke unter Assistenz weiter öffentlicher und privater Kreise einweiht. Das ist Leben; das sollte man um so mehr und dankbarer anerkennen, als von einer gewissen Bildungsstufe an ohnehin niemand — intra et extra muros — in den Verdacht kommt, das äussere Gebaren der Heilsarmee irgend ästhetisch zulänglich zu finden.

²⁾ „Gerechtigkeit“. Römerbrief I—VIII. Ein altes Wort an die moderne Christenheit von Hermann Kutter, Pfarrer am Neumünster in Zürich. Berlin 1905.

und auch in erster Linie individuell wesentlich. Freilich, das ist Menschenlos: „Bald fehlt uns der Wein, bald der Becher“. Aber das erstere ist schlimmer. Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Und zwar jetzt, heute, nach innen und aussen. Das Leben ist nur an die Freiheit gebunden, und ist in aller Gebundenheit frei.

Endlich sei „Wir Pfarrer“ erwähnt¹⁾. Wer Kutter kannte, fand keine Überraschungen darin. Er wusste, dass auch hier dem Traditionalismus das Zeugnis vom Leben entgegentreten würde. Denn Belehrung und Moralpredigt kann heute die Aufgabe der Kanzel nicht mehr ausmachen. Vermittlung lebendiger Kraft kann einzig der Kirche ihre Bedeutung erhalten und steigern. Dass das hier von einem Pfarrer gesagt wird, ist das Wesentliche. Und dass er keine Mittelchen angibt, kein Programm aufstellt, keine Schule bildet, all das liegt im Wesen der Sache: das Organische wachse, wie es muss, nicht wie es soll.

Derselbe Wille zur Zukunft, derselbe Glaube, dass Gottes Reich — nicht die Theokratie — auf Erden kommen müsse, dieselbe Forderung, sich daran zu orientieren. Nur steht hier alles im Dienst des Gedankens, das spezielle Gebiet des Kirchentums von dem allgemeinen Standpunkt aus zu beleuchten.

Im Sommer 1908 endlich ist bei Haessel in Leipzig „Die Revolution des Christentums“ erschienen (275 Seiten). Es ist eine Art Einleitung zu den übrigen Schriften und zeigt mit einlässlicher Analyse des fommen Bewusstseins, wie die einwärts gekehrte Beschaulichkeit nicht der weltüberwindende Glaube sei, soviel Kraft auch darin verborgen sein möge. Sondern die Liebe sei das ewige Licht, wie es Rosegger einst im Bilde zeigte. Und die Synthese ist wieder „der lebendige Gott“ — wahrhaftig kein „steifes Gerechtigkeitsprinzip“, sondern als Vater alles Lebens gefasst und als Voraussetzung des Glaubens, der durch die Liebe tätig ist. Nicht Endzweck ist der Glaube des einzelnen, sondern Vertrauen und Hoffnung bezeichnen den Zustand des Geistes, der Liebe

¹⁾ „Wir Pfarrer“ von Hermann Kutter. Leipzig, H. Haessel, Verlag, 1907. — Von den Predigten, die die Grütlibuchhandlung Zürich einzeln herausgab, sei besonders „Leben“, Predigt am Reformationssonntag 1906, erwähnt.

und Leben auszuströmen imstande ist. In seiner Fruchtbarkeit liegt sein Selbstbeweis. Aber nie besteht er in Worten, sondern in Kraft und Schaffen-Wollen, in einer Zuversicht auch ohne empirische Basis oder ihr zum Trotz.

*

*

*

Kutters Entwicklung ist zum Teil aus Kontrasten erklärlich. Der Pietismus hat ihm gegeben, was er Positives zu geben hatte. Aber jene Angst vor der Forschung, die Unfähigkeit, grosse Lebensgebiete irgend genügend zu würdigen, kurz der Mangel an einheitlicher allgemeiner Orientierung führte ihn im Gegensatz dazu auf all diesen Wegen gerade zu einer so grossen Ausbildung des gesteigerten Innenlebens, dass der Strom die Wälle sprengte. Dabei lässt sich der Einfluss des jüngern Blumhardt nicht übersehen, für den neben der allgemeinen persönlichen Bedeutung die Umwandlung der altchristlichen eschatologischen Hoffnung in einen entwicklungsmässigen Zukunftsglauben mit derselben innern Glut charakteristisch ist. Ganz ähnlich hat sich die Entwicklung Kierkegaards vor 60 Jahren in Dänemark vollzogen. Auch Ibsen wäre zu vergleichen, obschon seine Orientierung rein ethisch und nicht religiös ist. Aber bei Kierkegaard und Ibsen ist doch die Kritik ganz im Vordergrund. Beiden ist es heiliger Ernst, jenem um das ursprüngliche Christentum, diesem um eine ehrliche und freie Kultur. Aber davon, dass sie sie wirklich erwarten, ist wenig zu spüren. Der Schluss des „Brand“, des „Volksfeind“, des dramatischen Epilogs „Wenn wir Toten erwachen“ ist eher trostlos als kraftvoll. Das eben ist Kutters Eigenart: schärfere Kritik an der Gesellschaft als er sie übt, kann man nicht üben. Und mehr von der Zukunft hoffen als er, kann auch niemand. —

Eben diese Nötigung zu absoluten Wertungen, die relative Würdigungen und Messungen fast von selbst ausschliessen, ist ein konstitutives Element der wenigen Naturen, die derartige Gegensätze zusammenzuschauen imstande sind. Unmittelbar aktiv, kleintätig können sie nicht sein. Das schadet auch gar nichts. Wenn nur die Quellen des Lebens rauschen — zu was allem sich dann das Wasser brauchen lässt, wird sich von selber weisen.

Auch der Sinn und die Geduld für relative Fortschritte, für die mühsame Materialisierung der Idee, fehlt solchen Naturen notwendig. Und doch sind es gerade die absoluten Forderungen, die den Fortschritt wirklich bringen. Vielleicht nur sie. Was gibt es Unvernünftigeres, als zu verlangen: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“. Man stelle sich nur einmal vor, Jesus hätte sich vernünftig ausgedrückt: „Ihr solltet zwar eigentlich vollkommen sein; das könnt ihr ja natürlich nicht; aber bestrebt euch wenigstens, allmählich einen gewissen Fortschritt zu erzielen.“ Ein Kommentar wäre überflüssig. Und das Wort wäre uns auch nicht überliefert. Denn es leuchtete dann kein Erlebnis daraus.

Ein solcher Aufruf ist eher ein kategorischer Indikativ als ein Imperativ zu nennen. Er vermittelt nicht nur geknickte Be-
trübtheit, sondern Kraft.

Auch das wahre Verhältnis des individuellen und sozialen Bewusstseins wird in diesem Lichte klar. Es ist nicht wahr, dass man das eine oder das andere haben müsse. Sondern das Wachstum der Persönlichkeit ist gleichzeitig das Wachstum des sozialen Bewusstseins und umgekehrt. Es ist lächerlich, die Innerlichkeit des Reiches Gottes gegen soziale Postulate auszuspielen. Das Schicksal der Brüder ist nur denen gleichgültig, die das Reich des Vaters nicht inwendig in sich haben. Die Quelle kann nicht anders, als sich nach aussen ergiessen. Und einer der individuellsten unserer grossen Dichter, dessen Lieblingsplätze in der Geschichte der Völker die Oasen der Persönlichkeit waren, Conrad Ferdinand Meyer, hat den grandiosen Traum geträumt:

„Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Luft umblaute
Ein unermesslich Mahl, soweit ich schaute,
Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
Da streckte keine Schale sich vergebens,
Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
Kein Platz war leer und keiner durfte darben.“

*

*

*

Ist es nun wirklich wahr, dass in der Forderung der Unmittelbarkeit und Selbstverständlichkeit eine Missachtung der Moral liegt? Wird sie nicht erfüllt, wenn sie überboten wird? Vergleiche

Schiller gegen Kant: „Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung, und so wurmt es mich oft, dass ich nicht tugendhaft bin“. Wie, wenn das Gute nicht mehr getan würde, weil Versprechungen darauf stehen, auch nicht, weil es geboten ist, sondern weil es so sein muss?

Ein vollkommener religiöser Determinismus, wie ihn auch Lessing gelegentlich deutlich vertritt. Überhaupt wird Kutter sehr verständlich, wenn einem Dilthey's eben neu erschienener feiner Lessing („Das Erlebnis und die Dichtung“, 1907) klar ist. Dessen ganzes Postulat in den theologischen Kämpfen ist eben das der Unmittelbarkeit gegenüber dem rein historisch sondierten Traditionalismus. „Nein, sie wird kommen, sie wird gewiss kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Beweggründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nötig haben wird, da er das Gute tun wird, weil es das Gute ist — sie wird gewiss kommen, die Zeit des neuen, ewigen Evangeliums“. Das ist kurz auch Kutter's Glaube. Freilich formal neu braucht das Evangelium nicht zu werden, wenn es nur einmal unser Leben sein wird. — Und ganz wie Kutter („Das Unmittelbare“, Seite 341 u. f.) erklärt, seit der Reformation sei es klar, dass der Mensch unter den Impulsen der Unmittelbarkeit zu sich selbst gelange und dass hierin der Fortschritt liege, sagt Dilthey (a. a. O. 114¹, 136²): „Das Bleibende der Reformation ist die Befreiung von der Knechtschaft der Hierarchie und die Begründung der religiösen Überzeugung auf der inneren Erfahrung. Vergänglich aber ist die neue Knechtschaft unter dem Buchstaben. Ihr gegenüber ist die alte Sektenlehre vom inneren Licht durch Lessing . . . in die Wissenschaft eingeführt worden.“

Und ist es wirklich wahr, dass es eine Verständnislosigkeit für Kunst und Wissenschaft bedeutet, wenn sie ein Spiel des in sich ruhenden Geistes sein sollen? Ist das nicht ganz im Sinne Goethe's, dessen Geist sich in der Kunst — doch gewiss ohne äussere Zwecke — spiegelt? Darin erst liegt ein würdiges Verhältnis zu dem „Objektiven“, dass das Subjekt seinen Schwerpunkt in sich hat und sich nicht mehr gierig auf jedes Ding stürzt, um ihn darin zu finden. „Der Hunger, immer mehr und mehr zu wissen, äfft Schal um Schale, die wir gierig nagen, im

Wahn, wir sein der Sättigung beflissen“. Dann aber, nachdem der Mensch durch wissenschaftliche Skepsis zur moralischen Selbständigkeit gelangt, ist der Satz nicht mehr bissiger Hohn, sondern ein würdiger Ausdruck des „interesselosen Interesses“: „Der Mühe Reiz ist auch der Mühe Lohn“.

Dieses Leben haben wir noch nicht. Aber dass sich 's Dunkel tragen lerne, brechen durch's Gewölk die Sterne. Und nicht in jener Haltung liegt die Zukunft, über die Nietzsche spottet: „Selig sind die Schläfrigen; denn sie werden bald einnicken.“ Sondern die schauen das Morgenrot der Zukunft, die es wirklich glauben:

Selig sind, die vom Leben träumen; denn sie werden zum Leben erwachen.

ZÜRICH.

DR GOTTFRIED BOHNENBLUST.



LANDSCHAFTEN, MENSCHEN UND INTERIEURS VOM GARGANO.

(Schluss.)

Was die beiden mir nun alles vordeklamiert haben über die Geschichte und Bedeutung von Vieste — „der uralten, heiligen Stadt der Vesta“, wie sie nie versäumten beizufügen — weiss ich nicht mehr, denn in Kurzem war ich schon völlig bis zur Erschöpfung vollgeladen von dem bodenlosen Unsinn, den sie in anhaltendem, schwülstigstem Pathos auf mich losliessen; es war mir unmöglich, auch nur ein Wort mehr ernsthaft aufzunehmen. Dagegen betrachtete ich mit stillem Schrecken das höchst tragikomische, ja eigentlich unheimliche Phänomen dieser zwei ursprünglich wohl ganz intelligenten Köpfe, die hier in der völligen Abgeschlossenheit von allem vernünftigen Umgang sich in die verrücktesten Hirngespinnste verbohrt hatten und in Ermangelung jeder Anerkennung von Aussen, aber auch jedes Masstabs, sich befriedigten in dem hirnwütigsten Grössenwahn, jeder sich selbst und einer den andern vergötternd.

Mir wurde schon ganz schwül in dieser Gesellschaft und das einzige, was mich noch aufrecht hielt und einigermassen beruhigte, war das höchst reizvolle Intérieur, in dem sich unsere Unterredung